



Feierabend



Jahreswende auf allen Meeren.

Von Franz Sighman.

Nördlich des siebzigsten Breitengrades kommt das Wort „Etilette“ in keinem Lexikon vor. Es sei denn, daß alle hundert Jahre, wie der Prinz im Märchen, ein verrückter Seifenfabrikant aus Baltimore als Kulturträger erscheint und den aufhorchenden Eskimos die weiße Lehre erteilt, daß man gefangene Läuse nicht einfach wegwirft, sondern vorher gewissenhaft tötet.

„Als würden dadurch weniger Läuse in Prinz-Albert-Land sein,“ hatte wahrscheinlich Satula, unser Gastgeber, ein kleiner verschumpfter Lappe, gedacht, und einige verschmierte Blide aus seinen dunklen Schlitzaugen lustig blinzelnd über Clifton Woburns erfrorene Nase gleiten lassen. Clifton Woburn, in Firma Woburn & Woburn, Seifen- und Waschartikelfabrik in Baltimore, war nach Prinz-Albert-Land gekommen, um einen wirklichen, wahrhaftigen Eisbären lebendig einzufangen, um ihn dem zoologischen Garten seiner Heimatstadt zu verehren. Man denke nur an diese Bombenreflamme! Woburn & Woburn führten nämlich seit Bestehen ihrer Firma einen schneeweißen Eisbären als Fabrikmarke, der sich mit der ausgezeichneten Woburnseife wusch. Da würde doch dieses Geschenk äußerst stünig sein. Die Konkurrenz würde einfach flauen.

Also Eisbären hatten wir noch keine gefangen. Entweder hatten diese Bestier eine angeborene Abneigung gegen smarte Reklamenschläger, oder waren die angeworbenen Eskimos so ungeschickt im Aufstoßern. Freund Woburn versprach ihnen nacheinander: seinen Biberhut, einen Spirituslöcher, eine alte Hammerleßlinde, einen goldenen Anhänger, in welchem unter Glas ein hübsches Mädchen ein stupides Lächeln photographisch hatte verewigen lassen, einen Winniewaschlitten und einen Giletteapparat samt vierundzwanzig rostigen Klängen. Es war alles vergeblich.

So kam Neujahr. Wir verschliefen den Silvesterabend in Satulas großem Lederzelt gemeinsam mit diesem selbst, seinen zwei Söhnen und fünf riesigen Hunden. Woburn hatte einen seiner Stiefel, sie waren aus bestem Seehundfell mit Büffelfohlen und hatten pro Paar sechzig Dollar bei Wannamaker in Baltimore gekostet, als Kopffissen

verwendet. Woburn führte immer drei Paar mit sich, da eine, sagen wir unangenehme und peinliche Eigenschaft seiner Füße, einen steten Wechsel notwendig machte.

Als nun unser liebenswürdiger Wirt diesen Extrashub erblickte, machte er derart schöne Augen, daß Woburn zu mir meinte:

„Dem Burschen gefallen scheinbar meine Stiefel. Well, werde sie ihm morgen als Neujahrsgeschenk überreichen. Es bleiben mir ja noch zwei Paare, vollkommen genug in dieser barbarischen Kälte und vielleicht strengen sich die Kerle dann etwas mehr an.“

So geschah es auch. Ich machte am Neujahrstag mit einem Sohne unseres Gastgebers eine mehrstündige Wanderung auf Schneeschuhen, und als ich zurückkehrte, war Clifton Woburns erste Frage:

„Gibt es hier Igel?“

„Igel? Nein, bestimmt nicht! Warum?“

„Satula hat mich vorhin mit einer Suppe bewirtet und als ich später in den Topf guckte, vermeinte ich einen toten Igel oder ähnliches Viehzeug darin wahrgenommen zu haben.“

Die Sache kam mir äußerst merkwürdig vor. Ich interviewte daher in unserer Zehensprache den alten Satula und er führte mich bereitwillig zu dem ominösen Topf, nicht ohne vorher mit der Zunge anerkennend geschmakt zu haben. Als ich mit meinem Messer in der unergründlichen Tinktur herumstocherte, zog ich einen — von Woburns Seehundstiefeln, das Paar zu sechzig Dollar heraus. Andere Völker, andere Geschmacke.

In Djuri, der Hafenstadt Abessinien, war es Hagenbeds Tierfang Expedition hatte im Innern Afrikas auf alle möglichen freuchenden und fluchenden Ungeheuer Jagd gemacht und war, von Addis Abeba kommend, an der Küste angelangt. Wir sahen einige zwanzig Mann im Club de l'Europe und feierten Neujahr. Der Leiter der Hagenbeds Safari, ein riesenhafter Württemberger, mit einem Glasauge (sein richtiges wurde ihm gelegentlich einer früheren Expedition von einem Kaffernbüffel ausgestoßen), war ebenfalls Gast des Klubs und erzählte

uns, daß er nun bei der Auflösung der großen Karawane seine liebe Not habe. Die eingeborenen Träger hätten diverse Ausrüstungsgegenstände verschleppt, und alles Droben und Fluchen schaffe sie nicht herbei. Doch während er noch erzählte, kam ihm eine glänzende Idee. Er rief einen jungen Fellata, den er im besonderen Verdacht hatte, an dem Verschwinden eines Zeißglases nicht ganz unbeteiligt zu sein, zu sich und sagte:

„Maru, du hast das Tabu, mit dem man die Berge und die Bäume vor das Auge zieht, gestohlen!“

Der Fellata machte Augen wie eine schwer getränkte Ehrenjungfrau und leugnete starr.

„Gut, Maru, ich werde dir nun ins Herz blicken, läßt du, dann wird dich ewig der böse Blick verfolgen,“ mit diesen Worten nahm der Württemberger sein Glasauge heraus und wollte es dem Schwarzen auf die linke Brustseite legen. Er kam aber nicht dazu. Der Bursche machte nämlich einen derartigen Sprung zum Ausgang, daß er im nächsten Augenblick auch schon verschwunden war. Einige Minuten später kam der Anführer der Eingeborenen, ein älterer Pantuneger, machte vor seinem Herrn eine tiefe, gewöhnliche Verbeugung und sagte:

„Alle Sachen, o Herr, die du vermisst, liegen drauken vor der Tür. Maru hat uns gefagt, daß du ein großer Zauberer bist, der sogar seine Augen herausnehmen kann. Ich habe deshalb darauf geachtet, daß du alles bekommen hast. Nun hab ich eine demütige Bitte, o großer Herr! Wie ich von den weißen Schiffleuten gehört habe, feiert ihr heute den Beginn eines neuen Jahres. Da habe ich auch vernommen, daß es bei euch Zitte ist, seine Freunde und Diener zu heidenden. Nun bin ich doch wie du erfahren hast, o Herr, dein ersehnter aller Diener! Ich bin aber so heidenden, kein Geschenk von dir annehmen zu wollen, sondern bitte dich nur, mir etwas zu leihen. Ich habe, wie du weißt, ein junges Weib dabern, und bin aber sehr wenig bei ihr, und die Burschen meines Stammes sind solche schlechte Fengel, und da möchte ich dich bitten, o erhabener Herr daß du mir eines deiner Augen leihst! Ich

würde es dann, wenn ich von daheim fortgehen werde, in die Kotosmatte heden und . . ."

Der Jagdklub zu Venares ist dafür bekannt, daß er die besten Schützen des Landes zu seinen Mitgliedern zählt. Speziell Oberst Bwar ein fabelhafter Schütze. Wenn er nur die Hälfte von dem geschossen hätte, was er am Klubbisch erzählte, gäbe es in ganz Indien, außer Moskitos, kein Wild mehr. Sein Silvesterpeech des Jahres 1923 winmelte geradezu von Abenteuern mit Großwild. O'Connor, ein sommersprossiger Irländer und die Gutmütigkeit in Person, hatte während des ganzen Speeches unerschämmt gegrinst. Erstens glaubte er kein Wort und zweitens hatte er die Engländer samt und sonders am „Jug“.

Nachdem die schöne Rede beendet und die Stimmung schon äußerst vorgeschritten war, sagte Oberst B. lächelnd:

„Mister O'Connor wird uns heute anlänglich unserer frühlichen Silvesterfeier eines seiner gefährlichen Jagdabenteuer zum besten geben.“

Der Ire blinzelte verschmüht und meinte dann langsam:

„Ja, sogar erst vor ganz kurzer Zeit habe ich ein ganz nettes Erlebnis gehabt, aber die Sache ist zu traurig, um anlänglich einer so fidelen Neujahrfeier erzählt zu werden.“

Natürlich mußte er nun erst recht erzählen. Also begann er:

„Ich sage euch, meine Herren, das war wirklich kein Spaß damals. Ich hatte in beiden Läusen nur Schrot geladen, da ich auf Enten gehen wollte. Plötzlich steht ein Tiger vor mir. So ein gestreifter, nun, Sie wissen ja! Ich habe schon viele dieser Burschen gesehen, aber so einen Riesen noch nie. Weinabe so lang wie ein Krokodil, mußte der Kerl gut seine sechs Zentner gewogen haben. Ohne Schwanz, bitte, sechs Zentner!“

Also was tue ich? Im ersten Schrecken denke ich nicht, daß ich nur Schrot geladen habe und ziehe beide Läuse hintereinander ab. Was glaubt ihr, was der Tiger machte? Er lachte! Tatsächlich, er lachte mich aus und schüttelte seinen Riesenschädel, als würde ihm das Gebrumm einer Stachfliege stören, und holte mit einer Branke nach mir aus. Jetzt wurde mir natürlich die Sache zu kurzweilig und ich gab Fersengeld. Der Tiger hinter mir nach. Ich renne in eine Felschlucht; der Tiger hinter mir. Da denkt euch plötzlich, zu meinem namenlosen Entsetzen, kommt mir von der anderen Seite auch ein Tiger entgegen. Ich werfe das Gewehr weg und will zum Messer greifen. Das Messer war nicht mehr im Gürtel. Ich mußte es bei der wilden Flucht verloren haben. Ich sah keinen Ausweg mehr. Die Seitenwände der Schlucht waren glott wie Spiegeleichen und ein Erklettern unmöglich. Ich war auf Gnade und Ungnade der beiden Bestien ausgeliefert . . .“

O'Connor senkte bei der Erinnerung an jene Schreckenschlucht; und Oberst B., der schon das Ende dieser furchtbaren Geschichte nicht erwarten konnte, fragte erregt:

„Und wie haben Sie sich aus der Schlamastik gezogen?“

„Gar nicht,“ sagte O'Connor traurig, „aufgefressen haben mich die Luder!“

Das Leben schreibt Kriminalromane.

Von Viktor Helling.

Beunruhigt von dem spöttischen Lächeln seines Gegenübers, legte der Mann den Kriminalromanschmöler, der ihm als Lektüre während dieser Eisenbahnfahrt gedient hatte, ins Gepäck.

Der Mitreisende, behaglich in seine Ecke zurückgelehnt, sog an seiner Pfeife und fragte, noch immer das malitiose Lächeln um den Mundwinkeln: „Scheint Ihnen nicht sonderlich gefallen zu haben, der Detektivroman. Ich sah das, noch ehe Sie das Buch zuklappen, Ihrem gelangweilten Gesicht an.“

Der Angeredete hatte eine schroffe Entgegnung auf den Lippen, denn er hatte es längst bemerkt, daß ihn kein Gegenüber beobachtete. Statt dessen zwang er sich zu einer höflichen Antwort: „Vielleicht haben Sie recht,“ sagte er. „Diese Schriftsteller glauben uns manchmal etwas anflischen zu dürfen.“

„Das läßt man sich gefallen, wenn die Sachen spannend geschrieben und die Verwicklungen uns glaubhaft gemacht werden,“ sagte der Mann mit der Pfeife.

„Gott ja,“ antwortete der andere, „aber wie künstlich das oft konstruiert wird, um Spannung und Verwicklungen zu schaffen! Man muß über die blühende Phantasie dieser Erzähler lächeln!“

„Das bleibt natürlich jedem unbenommen,“ nickte der Mitreisende. „Nach meinen Erfahrungen aber ich bin lange im Kriminaldienst tätig gewesen — gibt es mitunter Fälle, wie sie sich selbst die blühende Phantasie eines Roman-schriftstellers nicht träumen läßt. Ich behaupte: Die seltsamsten Kriminalromane schreibt oft das Leben.“

„Sie meinen wirklich . . .?“ fragte der andre, der unmerklich zusammengesuckt war. „Mein Name ist Direktor Dahms,“ stellte er sich gleichzeitig vor.

„Kriminalrat Eggers,“ sagte sein Gegenüber lächelnd. „Ich las bereits zufällig Ihren Namen am Schildchen Ihres Koffers. Ja, und, wie gesagt, ich meine, daß es in der Praxis Fälle von so außerordentlicher Seltsamkeit gibt, daß man sie einem Schriftsteller, der sie zu verarbeiten wagen würde, einfach nicht glauben würde. Ist Ihnen der Fall eines Ingenieurs Seguin bekannt, der vor einem Jahr lobiel Aufsehen erregte?“

„Nein, ich erinnere mich nicht,“ sagte Direktor Dahms, unwillkürlich die Hände in der Tasche ballend, und setzte rasch hinzu: „Ich bin erst seit vier Wochen wieder von einer zweijährigen Auslandsreise zurück.“

„Das erklärt freilich alles,“ nickte Eggers kurz. „Da wird Sie jene Geschichte zweifellos fesseln. Also, wir wurden damals eines Morgens alarmiert, weil die Gattin eines Ingenieurs, der eine Villa bewohnte, auf dem Fußboden ihres Wohnzimmers tot aufgefunden worden war. Der Kopf zeigte hinten eine klaffende Wunde, die augenscheinlich durch einen Dieb mit einer neben der Toten liegenden Bronzefigur verursacht war.“

Meine erste Annahme, daß ein Raubmord vorlag — auf den das Fehlen alles Bargeldes und aller Juwelen der Frau, die herumliegende offene Schmuckkassette, sowie das Fehlen eines Handlofers deuteten — wurde fallen gelassen, als das Dienstmädchen des Ehepaars darauf hinwies, daß der Ingenieur am Abend vorher gegen zehn Uhr in ziemlicher Erregung nach Hause gekommen und etwa anderthalb Stunden später, ganz gegen seine sonstige Gewohn-

heit, wieder fortgegangen sei. Auch erklärte das Mädchen, daß es gleich nach der Ankunft des Herrn sehr geräuschvoll am Wohnzimmer zugegangen sei. Sie selbst habe sich nicht weiter darum gekümmert, eheliche Auseinandersetzungen seien keine Seltenheit im Hause gewesen. Da sich unter den Briefschaften des Ingenieurs an verstedter Stelle zudem Briefe vorfanden, aus denen hervorging, daß Seguin nahe Beziehungen zu einer Dame unterhielt, die ihn unter einem erst wenige Tage zurückliegenden Datum an sein Versprechen erinnerte, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, ergab sich die Hypothese, daß Seguin an jenem Abend versucht hatte, von seiner Gattin die Zustimmung zu einer Trennung zu erhalten, daß er dabei auf Widerstand stieß und im Verlauf der Streitigkeiten schließlich seine Frau erschlagen hatte.“

„Das ist . . . ja schrecklich,“ sagte Direktor Dahms.

Er hatte dann in höchster Hast einen Koffer gepackt und alles Geld und den Schmuck seiner Frau an sich genommen. Nachfragen bei seinem Bankier ergaben, daß er unglücklich spekuliert und sein letztes Kapital in ein Unternehmen gesteckt hatte, über das man an der Börse tags zuvor bedenkliche Gerüchte habe hören können. Der Fall schien also klar, nicht wahr?“

„Ganz klar,“ nickte Direktor Dahms.

„Haben Sie den Täter erwischt?“

„Ja, das habe ich,“ sagte Kriminalrat Eggers mit veränderter Stimme und hatte plötzlich einen Browning in der Hand. „Den richtigen Täter habe ich endlich, Georg Schänberg oder Direktor Dahms, wie Sie sich seit einem Jahre zu nennen beliebten. Bleiben Sie, Hand auf dem Volster, so sitzen wie jetzt und rühren Sie kein Glied. Ah, da ist auch schon mein junger Kollege. Kommen Sie, Tegenghardt,“ sagte er zu dem wie ein harmloser Reisender an der Seitentür vorbei kummelnden jungen Mann. „Hier können Sie ohne Aufsehen, das wir auf dem Bahnhof vermeiden wollten, unserm lang gesuchten Freund die Armbänder anlegen.“

„Ich bin unschuldig,“ stöhnte der Mann, „unschuldig an dem Tode der Frau. Ich schwöre es Ihnen!“

„Darüber näheres aus Ihrem Mund zu hören, bin ich gern bereit,“ sagte Eggers. „Zunächst werden Sie wohl zugeben müssen, daß Sie an dem Tage, als wir den vermeintlichen Mörder und Flüchtling festgenommen hatten — er hatte sich übrigens nur auf eine unerwartet notwendig gewordene Geschäftsreise begeben und ist längst vollkommen rehabilitiert — daß Sie an jenem Tage nach dem Verbrechen einige der Schmuckstücke der Frau Seguin zu verkaufen gesucht haben, was Ihnen auch mit einer Brillantbroche gelungen ist.“

„Das ist richtig,“ gestand Schänberg.

„Na also! Und ebenso richtig ist, daß ich nach der Beschreibung, die mir der Käufer von Ihnen machte, Ihre Verfolgung aufnahm. Sie haben mir's nicht leicht gemacht, aber die Mühe hat sich gelohnt. Etwas hellen mir ja auch Ihre Fingerabdrücke, die wir von früher her in unserer netten Sammlung hatten. Sie haben ja schon ein paar Einbrüche hinter sich, aber daß Sie Blut vergießen mußten —“

„Das ist nicht wahr!“ rief der Weißbelle erregt. „Bei allem, was mir hoch und teuer ist, das ist nicht wahr! Bitte, hören Sie mich

an! Ich will, ich muß Ihnen die reine Wahrheit sagen!"

"Fangen Sie an," nickte Eggers, freudlicher als vorher.

"Ich sah an jenem Unglücksabend," sagte Schönberg, "gegen halb zwölf den Ingenieur mit einem Handkoffer aus dem Hause herankommen und nahm irrtümlich an, daß die kleine Villa jetzt wahrscheinlich nur noch weibliche Bewohner haben würde. Das war für mich der gegebene Augenblick zu einem Diebstahl. Ich krieg deshalb durch ein Balkonfenster in das Wohnzimmer ein und wurde hier durch Frau Seguin überrascht. Die Dame stieß einen leichten Schrei aus und brach bewußtlos zusammen. Ich erbrach rasch die Schmuckkassette im Schlafzimmer und wollte hierauf durch das Wohnzimmer wieder über den Balkon ins

Freie flüchten. Dabei stieß ich in meiner Eile gegen eine Bronzefigur, die herunterfiel und der am Boden liegenden Frau die schwere Wunde am Hinterkopf beibrachte. Voller Schrecken floh ich. Das ist die nackte Wahrheit. Sie werden sie freilich niemals glauben."

"Vielleicht doch", antwortete wider Erwarten Kriminalrat Eggers. "Ähnlich hatte ich mir die Geschichte schon zusammengereimt, nachdem ich festgestellt hatte, daß Sie die Bronzefigur nicht mit Ihren langen Fingern angefaßt haben konnten — und nachdem die Autopsie . . . die ärztliche Untersuchung ergab, daß die Frau vor Schreck gestorben sein mußte und daß sie die Wunde erst erhalten hat, nachdem sie schon kurze Zeit tot war. Sie haben Glück — vielleicht wird man Sie nur wegen Einbruchsdiebstahl zur Rechenschaft ziehen."

ihn jemand als Artist gebrauchen kann. Jemand wo hat er Frau und Kinder sitzen. Er möchte zu ihnen zurück. Aber die Schwiegereltern riegeeln vor ihm die Türe zu. So was treibt einen ja zur Verzweiflung. Er ist so weich, wissen Sie. Und so ein Silvesterabend, da haben die Menschen keinen Mut, den Schritt ins neue, graue Jahr zu tun."

"Sagten Sie nicht etwas von . . . Geld . . . ?" "Kaja . . . gestern wollte er mindestens siebzig bis achtzig Mark von mir haben. Soviel besitze ich aber nicht. Ich habe ihn geholt . . . die ganze Zeit; Gott, ich bin so an ihn geraten . . . Für ein richtiges Verhältnis bin ich ihm wohl zu alt . . ."

Der Schöffor klopfte an die Scheibe: „Paulskirche!“ Sie steigen aus. Das Schneetreiben hat nachgelassen, die Straßen aber sind laut geworden. Papierschlangen hängen in den Ästen der Bäume. Der bunte Karneval der Silvesternacht rollt rechts und links vorbei. Zwei Menschenkinder, die vor Stunden noch nichts voneinander wußten, sehen sich an . . . Sie verstehen nicht, wie andre lärmern und lachen können. Der Weg führt sie über einer freien Platz vor einen breiten Hofeingang. Im Neuschnee finden sich zwei Fußspuren. Peter Carsten betrachtet sie aufmerksam.

Vom Hofe aus sehen sie in einem Zimmer Licht. Fräulein Berger saß mit der einen Hand vor die Augen, mit der anderen hält sie sich an Carstens Arm. „O Gott! Er ist zu Hause!“

Die Glocken der Stadt heben zum zwölften Schläge an. Gedämpfte Prostruete dringen herüber. Am Fenster des erleuchteten Zimmers erscheint ein Schatten — Der Mann öffnet das Fenster und schreit mit einer vom Alkohol mißklingenden Stimme: „Profit Neujahr!“ Eine zweite Gestalt tritt neben ihn. Eine helle Frauenstimme ruft ebenfalls „Profit Neujahr!“ Dann stoßen sie an und umarmen sich.

Fräulein Berger hat ein berauhmendes Gefühl. Sie verharrt einen Augenblick regungslos. Peter Carsten stützt sie und führt sie wie eine Kranke auf die Straße.

„Es friert einem das Herz ab . . . aber man muß es wohl tragen.“ sagt sie, bevor sie in die Straßenbahn einsteigt.

„So ist das Leben.“ antwortet Peter Carsten. „Es fällt ihm gerade nichts Geistreiches ein. Sie macht eine kurze, erledigende Handbewegung.“

Uberglaube um Silvester.

In manchen Gegenden ist es noch heute Sitte, am Silvesterabend um zwölf Uhr an die Tür des Hauses zu gehen und sie feierlich zu öffnen, damit das alte Jahre hinausgehen und das neue eintreten kann. In einem Dorf hat sich seit zweihundert Jahren der eigenartige Brauch erhalten, daß am Silvesterabend auf dem Kirchturm eine Laterne angezündet wird die die Nacht durch brennt. Dieser Brauch rührt davon her, daß sich vor zweihundert Jahren am Silvesterabend ein Reisender im Walde verirrt hatte und nur heimkam, weil er plötzlich die Spitze des Kirchturmes sah. Er stiftete einen Betrag, damit von nun an in jeder Silvesternacht auf dem Kirchturm eine Laterne brennen könne um Verirrten den Weg zu weisen.

Tafel in vielen Gegenden auf den Neujahrsvorabend angezündet werden, ist bekannt, interessant aber ist, daß man in Indien eine ganz ähnliche Sitte findet. Dort wird nämlich vor dem Dorf ein Holzstok aufgeschichtet und von den verammelten Dorfbewohnern angezündet. Auf diese Weise „verbrennt man dort das alte Jahr.“ Bei manchen Indianerstämmen

Ein aufregender Silvesterabend.

Von Hans Heinrich Strätner.

Der letzte Tag des alten Jahres hüllt sich in ein weißes Festgewand. Der Schnee leuchtet in die abendlichen Fenster des Schriftstellers Peter Carsten. Der bläuliche Rauch seiner Nippseife melancholisch in die Luft und läßt seine Gedanken spazieren gehen durch die Ereignisse des letzten Jahres. Man kann sich nirgends einsamer fühlen als in einer großen Stadt, denkt er. Hinter den erleuchteten Fenstern drüben wohnen auch Menschen wie ich, aber keine Brücke führt von einem zum andern.

Sein Blick haftet auf dem Telefon. Ah, es vermöchte wohl Worte zu einem Ohr zu tragen . . . Man braucht nur zu drehen, so . . . so . . . Das Mädchen springt viermal mit einem horren Laut zurück. Der Hörer berührt die Ohrmuschel. In den Drähten singt es. Wer sich wohl melden mag, wenn man aufs Geratewohl die Nummer wählt . . . „Schließlich gibt es immer die leichteste Ausrede: Falsch verbunden. Von fern her kommt eine zitternde Stimme: „Du bist's . . . ?“

„Ja . . .“ (Das mag lustig werden, denkt Peter Carsten.)

„Ich hab' gewußt, daß du anrufen würdest. Gott, welche Angst habe ich ausgestanden! Ich dachte schon du würdest . . . dir . . . ein . . . Leid antun . . . Jetzt ist alles wieder gut. Du mußt mich nicht falsch verstehen. Das Geld: weicht du . . . soviel hab ich garnicht mehr . . . ich will aber sehen. Der schreckliche Brief von dir . . . Ich fand ihn erst, als ich vom Geschäft kam. Ich bin sofort nach deiner Wohnung gefahren. Keine Seele daheim. Jetzt sitze ich schon seit Stunden beim Portier unten und warte. Gut, daß du angerufen hast. Wo bist du zur Zeit?“

Peter Carsten zitterte an allen Gliedern. Er hat sich in ein fremdes Schicksal eingeschaltet und weiß keinen Rat. „Mein Fräulein,“ beginnt er zaghaft und leise, „es liegt eine falsche Verbindung vor . . . aber hören Sie . . . bitte . . . und schluchzen Sie nicht so . . . Vielleicht ist da noch Hilfe . . .“

„Ach Gott, da kann niemand helfen . . . niemand,“ antwortete eine nägliche Stimme. „Er weiß keinen Ausweg mehr . . .“

„Mein Fräulein, vielleicht . . . man sollte ihn suchen geben . . .“

„Wo . . . ? Wo . . . ? Im zweiten „Wo?“ schwinde ich eine Hoffnung mit.“

„Man müßte überlegen. Sagen Sie, kann ich vielleicht helfen? Ich komme zu Ihnen. Warum klingelnt Ihr „Ja“ so ungewiß? Wo ist Ihre Wohnung? . . . Na, selbstverständlich, da fährt die 32er vorbei. Sofort, sofort. Wir stehen vor der Haustür . . . Ja . . .“

Der Schneefall ist dichter geworden. Eine weiße Schicht legt sich an die Scheiben der Straßenbahn und hindert die Sicht. Langsam gleiten die Häuser zur Seite vorbei. Peter Carsten steht hinter dem Führer und wartet vergeblich darauf, daß der Messinghebel den Kontakt 12 erreicht. Vier . . . fünf . . . sechs . . . rrrrrrr . . . zwei . . . drei . . . Endlos dehnt sich die Straße.

Links sind die geraden Hausnummern. Andre Seite. Endlich Nummer 71: Ein graues Mietshaus. Kein Mensch zu sehen. Hat sie Nummer 71 gesagt . . . ? Aus der Portierwohnung dringt das Geträusch eines billigen Grammophons. Ein Druck auf den Klingelknopf lockt einen mürrischen alten Mann an die Haustür.

„Entschuldigen Sie die Störung! Hier im Hause wohnt doch eine Frau, ein Fräulein . . . was weiß ich . . . den Namen kenne ich nicht mal . . .“

Der Portier zieht die Tür mit einer nicht mißzuerkennenden Gebärde bis auf einen kleinen Spalt wieder zu.

„So hören Sie doch! Ich habe vor einer Stunde mit einer Dame telephonisch gesprochen!“

„Ja, natürlich . . . Sie meinen die Bergerin . . . een ganz vorzügliches Frauenmensch, seit sie sich diesen Lasten angeschlossen hat . . . janzten Abend hat se jeheult wie . . .“

„Das alles interessiert mich im Augenblick weniger als die Frage, wo sie sich aufhält. Sie wollte vor der Tür warten . . .“

Peter Carsten erhält die Auskunft, daß Fräulein Berger gleich nach dem Telefongespräch sich nach draußen begeben hat. Unschlüssig steht er einige Minuten vor dem Hause. Eine Autodroschke fährt vor. Die Frau, die hastig aussteigt, ist breitbäutig und schwerfällig und trägt einen Hut, der etliche Modellsaisons verfallen hat. Sie gibt Peter Carsten nach einigen fragenden Worten matt die Hand.

„Eben war ich wieder vor seiner Wohnung. Alles dunkel. O Gott . . . vielleicht hat er sich mit Gas vergiftet. In dem Hause ist nämlich nur Gas Wollen wir schnell wieder hinaufahren? Man müßte die Tür öffnen lassen.“

„Na, meinerwegen Kommen Sie!“

Im Auto fragt Peter: „Wie kommen Sie auf den Gedanken, daß sich der Mann etwas antun könnte?“ Im Schein der Straßenlaternen steht er ihre großen, entsetzten Augen. Die dünnen Haare hängen wirr ins Gesicht.

„Der Brief! Der Brief! Und dann: zwei Jahre hat er kaum Arbeit gehabt. Da sitzt er Tag für Tag in der Filmbörse und wartet, ob

wird in der Silvesternacht jedes Feuer ausgelöscht und dann am ersten Tag des neuen Jahres mit Stein und Stahl das neue Feuer angezündet.

In der Gegend am Himalaja wird ein Hund zum Hause hinausgejagt und getöbet. Man hofft dadurch alles Mißgeschick von dem Hause ablenken und auf den Hund abwälzen zu können.

Daß das neue Jahr gern mit recht viel Lärm, Feuerwerksgetöse und Pistolenschüssen begrüßt wird, hat darin seinen tiefen Grund, daß man früher glaubte, daß in der Silvesternacht die bösen Geister besonders mächtig wären. Da mußte man Lärm machen, um sie abzusprechen und zu verschrecken. Eine sehr seltsame Silvesterstube findet sich in Cuernsey. Hier wird eine Figur angekleidet und von Kindern durch das Dorf getragen, um dann an einem einsamen Ort begraben zu werden. Auf diese Weise begrüßt man das alte Jahr.

Auch mancherlei Aberglaube anderer Art ist mit dem Einzug des neuen Jahres verknüpft. So bedeutet es großen Geldgewinn, wenn man am Neujahrmorgen den Strumpf verkehrt herum anzieht, aber... es muß zufällig und aus Versehen geschehen. Auch darf man den Fehler nicht korrigieren, wenn man den Irrtum bemerkt.

Wenn man am Neujahrmorgen vor dem Frühstück niest, bedeutet es Glück. Wenn am Neujahrmorgen als erster ein rothaariger Mann das Haus betritt, hat man etwas Gutes zu erwarten. Auf keinen Fall darf der erste Besucher eine Frau sein. Wenn man am Neujahrstage eine Nadel am Boden liegen sieht und aufhebt, bedeutet das gute Zeit Leere Taschen am Neujahrmorgen verfluchen ein knappes Jahr; kein Besucher sollte am Neujahrmorgen ein Haus mit leeren Händen betreten. Der vom Silvesterpunsch das letzte Glas bekommt, hat besonderes Glück. Doch muß der Betreffende zufällig dazwischen sein, dem dieses Glas zuteil wird. Vielfach findet man den Glauben, daß die Geschehnisse des Neujahrstages eine Voraussage für die Geschehnisse des neuen Jahres bilden.

Dies und das.

Auf der Tiburon-Insel im kalifornischen Meerbusen lebt ein jetzt fast ausgestorbener Indianerstamm, die Teris, die schneller laufen können als alle anderen Menschen der Welt. Ein Weib vermag ihnen nicht standzuhalten, ja diese Teris haben sogar im Wettlauf mit einem Präriewolf und einem Hasen gestiegt.

In New York gibt es einen eleganten Nacht-Club, der den Namen „Rich-Mouse-Club“ hat. Er besteht jetzt seit fünf Jahren und hat so viel Zulauf, daß es schwer hält, in den Klubsräumen einen Tisch zu bekommen.

In Ohio in Nordamerika besteht eine Polizeiverordnung, daß alle großen Tiere, die in der Dunkelheit auf Straßen und Wegen gehen, hinten eine rote Laterne tragen, die entweder am Sattel oder am Schwanz befestigt wird.

Cher Schwarte aus aller Welt.

Wer übler Nachrede lauscht, ist nicht besser als der Verleumder selbst (Afschaniitan.)

Was nützt die Zeise dem Wahren, was guter Rat dem Toren? (Türkei)

Sei ein Löwe und fröhlich mich! Aber sei kein Hund, der mich ärgert. (Arabien.)

Schöne Frauen sind nur eine Woche gut, gute Frauen aber ihr Leben lang schön. (Indien.)

Weiteres.

Der sterbliche Rest. „Hier hat mal ein Chemiker gewohnt, der mit Explosivstoffen arbeitete.“ — „Und wo ist er jetzt?“ — „Sehen Sie das Loch in der Decke?“ — „Ja.“ — „Das ist er.“

Der Kurzsichtige. „Sie schlafen mit der Brille?“ — „Wissen Sie, ich kann sonst die Traumbilder nicht deutlich sehen.“

Schwedischer Humor. Ein neu eingetretener Schupmann, der zum erstenmal Außendienst tun soll, und im übrigen nicht allzu schlau aussieht, wird von seinem Polizeikommissar belehrt: „Hier haben Sie die Notpfeife, darauf pfeifen Sie, wenn Sie Hilfe brauchen. Hier sind die Handschellen, die Sie anwenden, wenn Sie einen Gefangenen abführen, und hier ist der Knüttel, der Ihnen hilft, wenn Sie physische Stärke anwenden müssen.“ Der Neue hört sich aufmerksam die Instruktionen des Kommissars an. Nur bei der Erwähnung der „physischen Stärke“ hat er eine Frage: „Ja,“ sagt er, „den Vorrat von physischer Stärke, soll ich den in einem Käschen oder in einer Flasche mitnehmen?“

Der Werkstudent. „Nachts arbeite ich auf der Sternwarte — in meinen freien Stunden bin ich Kellner. Da ist mein Leben voller Abwechslung: bald heißt es observieren, bald abservieren.“

Stoßfeuer. Ein prominenter Besucher wird bei den Aufnahmen zu dem Film „Der Nord im Binguinkäfig“ herumgeführt. Der Direktor erklärt ihm alles und sagt schließlich: „Die Binguine haben wir von Hagenbeck geliehen und zahlen pro Woche 150 Mark für das Stück.“ An der darauffolgenden Gesprächspause hört man den Stoßfeuer eines Statisten: „Und ich ausgemachtes Anathorn muß als Mensch auf die Welt kommen!“

Schach-Ged.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Wettlich Nr. 65 bei Tepitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 167.

Von Erwin Habl, Nestersttz.

Schwarz: Kc7; Lh8; Se5; Wb6, b7, d7, g5 (7).



Weiß: Kf5; Ta8, g7; Le3; Sc3; Bb5, e6 (7).
Mat in 2 Züge!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 164: Ld3—b5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Seidel Karl, Tümmitt; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Rudek Peter, Brüx; Mleka Josef und

Abgetrimmelt. Ein Schotte sah beim Coiffeur. „Versuchen Sie es doch einmal mit meinem neuen Haarwasser, mein Herr,“ sagte dieser. „Sie haben sehr viele Schuppen...“ — „Danke,“ sagte der Schotte, „ich liebe Schuppen.“

Das ungelehrige Schwein. Im Wanderzirkus: „Alle Tiere habe ich schon dressiert, bloß beim Schwein ist's mir noch nie gelungen!“ — „Das ist wohl besonders schwierig?“ — „Ne, — aber wir lassen es schon immer vorher schlachten!“

Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Olbert Ernst, Domaña; Lösel Richard, Hochoborn; Pledler Emil, Ober-Birkigt; Grimmer Emil, Katharinaberg; Habl Erwin, Nestersttz; Hählig Johann, Bergesgrün; Hyna Josef, Hostomitz; Ulbert Rudolf, Prosseditz; Triltsch Gustav, Wisterschan; Döhner Max, Müldorf; Adolf, Pachmann Reinhold, sämtlich Tetschau; Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, sämtlich Kwikau.

B. W., Arnsdorf b. T. Brief erhalten, besten Dank.

H. E., Nestersttz: Bez notwendig, sonst Nebenlösung nach e6x d7.

G. E., Katharinaberg: Aufgabe erscheint demnächst.

Partie Nr. 59.

In der „Nova Doha“, einer Tageszeitung in Pilsen, erscheint eine Schachcke, die von Genossen B. Chmblinsky ganz vorzüglich geleitet wird. In dieser Schachcke erschien kürzlich auch folgende Partie:

Weiß: Josef Schöpka, Komotau. Václav Zámecky, Pilsen. Gespielt im Wettkampf A. T. U. S. gegen D. T. I. in Aussig am 6. August 1933.

- 1. Sc1—f3 d7—d5
- 2. c2—c4 c7—c6
- 3. e2—e3 Sc4—f6
- 4. d2—d4 e7—e6
- 5. Sd1—c3 Lf8—d6

Dieser Zug wird in der gegebenen Stellung nicht empfohlen, Entschieden Besseres verspricht Lc7 oder Sd7.

- 6. Dd1—c2 a7—a6
- 7. e4—c5 Ld6—c7
- 8. Sd3—e5! . . .

Ein sehr schöner Zug, der eigentlich den Zweck verfolgt, Schwarz zu dem Zuge e5 nicht zuzulassen. Es ist jedoch schade, daß Weiß später durch einen Fehler diesen Zug doch zugelassen hat.

- 9. Sb8—d7
- 10. 0—0
- 11. Lc1—d2 Tf8—e4
- 12. 0—0—0 Sd7—f4
- 13. g2—g4 Sf6—d7
- 14. Se5—f3? . . .

Ein entscheidendes Moment, ein Positionsfehler, der Schwarz zwei hübsche Züge und die Anfechtung ermöglicht. Richtig wäre, den Springer auf d7 zu tauschen, und Schwarz muß mit dem Läufner oder mit der Dame schlagen; nach dem Zuge Sc3—d4 hat aber Weiß das bessere Spiel.

- 14. b7—b5!

Die Wichtigkeit kommt im nächstfolgenden Zuge und in der Anmerkung zum Vorschein.

- 15. Td1—g1 e6—e5!

Schwarz droht mit dem Zuge e5—e4 eine Figur zu erobern, was zu einem unannehmbaren, aber auch gefährlichen Angriff für Weiß führt. Z. B.: 16. Td1—g3, e5—e4, 17. Sc3x e4, d5x e5, 18. Lx e4, Lb7, 19. g4—e5. Selbstverständlich hätte Schwarz nicht gleich e5—e4 gespielt, sondern erst b5—b4.

- 16. f4x e5 f6x e5
- 17. Dc2—b3 Kc8—b8
- 18. Sc3x d5! Lc7x c5!

Beide Spieler spielen sehr hübsch und man merkt den Aufstieg der Arbeiterschachbewegung.

- 19. Sd5—c3 e5x d4
- 20. e3x d4 Lc5x d4!
- 21. Sg3—e5 Sd7—e5
- 22. Tc1—g3 Lc8—e6
- 23. Dd3—c2 Se5x d3!
- 24. Th3x d3! Lc6—g8
- 25. Td3—b3 Ld4x c3
- 26. b2x c4 Dd5—d5
- 27. Th1—d1 Dd5x a2
- 28. Dc2x a2 Lg8x a2
- 29. Tf1x f8! Te8x f8
- 30. Sc5x b7 Kb8—g8!
- 31. Sd7x f8 Kg8x f8

In gewonnener Stellung bot Schwarz remis an, das Weiß befreilicherweise annahm.

Zu dieser Partie wollen wir noch bemerken, daß die Bedenkzeit schon beinahe aufgebraucht war. Schwarz hatte 1.58 St., Weiß 1.49 St. Wohl aus diesem Grunde hat Schwarz die Partie remis gegeben, um nicht durch Mangel an Bedenkzeit diese Partie noch zu verschieben. Die ganze Partie bedeutet ein Zeichen des Aufstieges der Arbeiterschachbewegung nicht nur in unserem Gebiete, sondern auch im tschech. Bruderlager.